Arjan Dwarshuis: Ausgeflogen. Ein Mann, ein Jahr, seine Weltreise und der Rekord von 6852 Vogelarten

Original: Een bevlogen jaar. Een man, zijn wereldreis en het record van 6852 vogels, Meulenhoff, Amsterdam 2019, S. 13 - 25

Übersetzt aus dem Niederländischen von Ingrid Ostermann
mit Förderung des Nederlands Letterenfonds

Guatemala, Los Tarrales Lodge

Der Wecker klingelt, es dauert mehrere Sekunden bis ich weiß, wo ich bin. Meine Gedanken ordnen sich, schlagartig bin ich wach. Zwei Uhr in der Früh. Es geht los.

Mein Vater ist mir nachgereist. Monatelang hatte er sich auf diese harte Prüfung vorbereitet, um mich — koste es, was es wolle — zu begleiten. Von Columbia aus hatte ich mit meiner Mutter telefoniert. Besorgt berichtete sie mir: „Ar, dein Vater ist verrückt geworden, er rennt den ganzen Tag die Treppe rauf und runter. Er trainiert für eure Suche nach irgendeinem Truthahn."

Kurz vor der Abreise stürmte er ein letztes Mal die Treppe hinauf, da schlug das Schicksal zu. Ein falscher Tritt und er hatte einen Muskelfaserriss in der Wade.

Mein Vater ist kein Jammerlappen, doch als ich am Flughafen von Guatemala City die Tränen in seinen Augen sah, wusste ich gleich, dass nicht nur der Muskel außer Gefecht gesetzt war.

Zu nachtschlafender Zeit steige ich mit John, meinem ortskundigen Führer, in einen Toyota Land Cruiser; mein Vater winkt mir zum Abschied zu. Als ich mich noch einmal umblicke, sehe ich gerade noch, wie die Dunkelheit seinen silbergrauen Schopf verschluckt.

Wir fahren Schrittgeschwindigkeit; der Weg ist kaum breiter als das Auto, überall tiefe Schlammpfützen. Der Holperweg sorgt dafür, dass ich auf der Rückbank ordentlich durchgeschüttelt werde. Ein dicker Ast liegt vor uns auf dem Weg. Den Fahrer interessiert das nicht, das Holz zersplittert krachend unter den

schweren Reifen. Nach gut einer Stunde erreichen wir eine Lichtung, mitten im Dschungel. Es ist der Ausgangspunkt des Sendero de las Lágrimas, des Tränenpfades.

Ein drahtiger Guatemalteker mit Stirnlampe und Buschmesser geht voran, wir folgen auf dem steilen Weg, der sich durch das nahezu undurchdringliche Grün nach oben windet. Johns Höhenmesser zeigt 1.400 Meter an.

„Der Zapfenguan lebt oberhalb von 2.500 Metern, richte dich schon mal auf einen anstrengenden Aufstieg ein."

Ich schlucke, das ist etwa neunmal so hoch wie der Euromast, das Wahrzeichen Rotterdams. Und es geht ohne Treppe und Geländer durch dunklen Regenwald.

Den Horned Guan habe ich zum ersten Mal in einem Buch gesehen, als Kind, seitdem wünschte ich mir nichts sehnlicher, als ihm eines Tages in freier Wildbahn zu begegnen, diesem großen, schwarz-weißen, hühnerartigen Geschöpf mit rosaroten Beinen und schwarzsamtenem Kopf. Der einzigartige hellrote Zapfen auf seiner Stirn steht senkrecht nach oben, wie ein hochgereckter Daumen. Der Zapfenguan kommt ausschließlich in den abgelegenen Bergwäldern Guatemalas und im Süden Mexicos vor, nur wenige Menschen haben ihn je in seinem natürlichen Habitat zu Gesicht bekommen. Trotz alledem bin ich hier, in dieser unwirtlichen Umgebung, vor allem damit beschäftigt zu überleben.

John und der lokale Führer steigen den Pfad in einem Mordstempo hinauf. Also fixiere ich Johns Hacken, versuche, genau in seine Fußspuren zu treten. Springe über Baumwurzeln, klettere über umgestürzte Bäume, weiche herabhängenden Ästen aus. Trotz meiner Topkondition bleibt mir nichts anderes übrig, als zweimal eine kurze Pause einzulegen. Die Hände auf den Knien ringe ich nach Luft. Eine Stunde, bevor es hell wird, in 2.500 Metern Höhe, bin ich völlig fertig und schweißnass bis auf die Unterhose.

John deutet auf ein schmieriges Häufchen voll Feigensamen.

„Frischer Kot des Zapfenguans, we're right on the money."

Jetzt heißt es warten. Nur damit, dass es auf dieser Höhe nahe am Gefrierpunkt sein würde, hatte ich nicht gerechnet, wenig später klappern mir die Zähne. Ich sehne die ersten Sonnenstrahlen herbei, doch vorerst muss ich mich

mit den Lichtkegeln begnügen, die unsere Stirnlampen in das gespenstische Dunkel werfen. Die knallorangene Glut am Horizont stammt von einem feuerspeienden Vulkan. Endlich geht die Sonne auf, wärmebedürftig rücke ich in die wenigen Sonnenstrahlen, denen es hier gelingt, das dichte Blätterdach bis ins Unterholz zu durchdringen. Angespannt suchen wir die Baumwipfel mit unseren Ferngläsern nach irgendeiner Bewegung ab. Hin und wieder meinen wir, den Laut des Zapfenguans zu hören, doch jedes Mal ist es nur falscher Alarm.

„Wenn er sich nicht im ersten Morgenlicht sehen lässt, können wir es vergessen“, sagt John.

Ein Blick auf mein Smartphone, es ist schon gleich acht. Mir entfährt ein leiser Fluch. Schon sehe ich mich bei meiner Rückkehr in die Lodge mit leeren Händen dastehen.

Es ist mir nicht geglückt Paps, ich bin ein lausiger Vogelbeobachter.

Nun ist es schon nach neun, immer noch keine Spur vom Zapfenguan. Wir haben uns aufgeteilt, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, einen zu entdecken, trotzdem sinkt mein Mut mit jeder Minute. Es wird doch wohl nicht schiefgehen?

Plötzlich ein Pfiff von weiter oben. Das kann nur eins bedeuten, ich sprinte bergan. Endlich bei unserem Führer angekommen, keuche ich mir förmlich die Lunge aus der Brust. Hoffnungsvoll schaue ich nach oben in das Blätterdach, doch der Mann schüttelt den Kopf und nickt Richtung Schlucht, links des Weges. „Follow me“.

Wir kraxeln, so schnell wir können, über die Böschung nach unten. Äste schlagen mir ins Gesicht, ich rutsche immer wieder aus. Der Führer muss eine Art Bergziege sein; es kostet mich viel Anstrengung, ihm zu folgen. Eine Felswand schneidet uns den Weg ab. Ehe ich mich versehe, springt er zwei Meter in die Tiefe. Mir bleibt nichts übrig, als an den roten Zapfen des Guans denken und springe wie ein wild gewordenes Tier hinterher. Ich lande hart auf dem steinigen Boden, kontrolliere hastig meine Fußgelenke, nichts gebrochen. Wir hetzen weiter hinab. Nach hundert Metern bleibt er abrupt stehen, lediglich ein Strauch verhindert, dass ich ungebremst in ihn hineinlaufe. „Over there!“

Da steht ein riesiger Feigenbaum, mit zittrigen Fingern richte ich mein Fernglas auf einen dunklen Umriss, halb vom Laub verdeckt. Da sitzt er: der Zapfenguan.

Exakt so, wie in dem Vogelbildband vor sechzehn Jahren. Völlig außer Atem und mit klopfenden Herzen betrachte ich den prähistorisch wirkenden Vogel, der seinerseits von einem bemoosten Ast aus seinen perplexen Beobachter anstarrt.

[Abb. Horned Guan/Zapfenguan]

Nach einer Viertelstunde, in der ich das Fernglas nur absetze, um zu fotografieren, breitet er seine Flügel aus und verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Scheveningen, 1986

Seit wann habe ich diese Vogelverrücktheit? Meine Mutter behauptet, sie sei mir in die Wiege gelegt worden. Wenn sie mich in meinem Kinderwagen durch den Park Nieuwe Scheveningse Bosjes fuhr, schaute ich mit großen Augen in die Baumkronen.

„So ein ruhiges, aufmerksames Kerlchen, der wird später bestimmt Professor“, sagte sie zu ihren Freundinnen.

Meine Eltern schenkten mir ein schwarz-weißes Kuscheltier, das ich, sobald ich meine ersten Worte sagen konnte, Pica-Pica nannte. Zu meinem siebten Geburtstag bekam ich von meiner Oma ein kleines Vogelbestimmungsbuch mit dem Titel „Zien is kennen“, inzwischen ein antiquarischer Klassiker, in dem alle heimischen Vögel der Niederlande abgebildet sind. Auf Deutsch würde er vermutlich einen passenden Titel wie „*Einmal gesehen, nie wieder vergessen*“ tragen. Neben der niederländischen Bezeichnung enthielt das Büchlein auch die lateinische Nomenklatur, so entdeckte ich, dass Pica pica der lateinische Name für Elster ist. Die Prophezeiung meiner Mutter, schien sich zu bewahrheiten, als ich jedoch viele Jahre später zum dritten Mal mit meiner Masterarbeit in Archäologie durchfiel, wurde offenkundig, dass mir zumindest die wissenschaftliche Karriere wohl doch nicht in die Wiege gelegt wurde.

Ich glaube, in jedem Kind steckt ein Naturfreund. Es braucht nicht viel, um die

Liebe zur Natur zu entfachen. In meinem Fall waren ein Kescher, ein Vergrößerungsglas und ein Eimerchen schon genug. Als kleiner Knirps fischte ich mit dem Kescher den Teich der Nachbarn leer und zeichnete die Wasserkäfer, Salamander und Frösche, die ich zu Hause in den Vasen meiner Mutter herumschwimmen ließ.

Am liebsten mochte ich den Strand. Da war es natürlich ideal, dass ich in Scheveningen aufwuchs. Meine Freunde, Willem, Titiaan und Maurits, und ich waren allesamt stolze Besitzer eines Garnelenkeschers. Im Sommer fischten wir so gut wie jeden Tag, Seite an Seite, mit dem Schiebenetz Nordseekrabben, junge Strandkrabben und kleine Schollen, die wir anschließend in selbstgebaute Bassins setzten. Im Wechsel der Gezeiten wurden unsere Aquarien vom Meer wieder einkassiert, trotz all unserer Bemühungen, die Deiche mit Sand und Muscheln zu verstärken.

Große Aufregung als einer von uns eine Seenadel aus seinem Netz angelte, ein schlängeliger, dünner Fisch, der mit seiner spitzen Schnauze dem Aal ähnelt. Wir waren von dem seltsamen Tier völlig fasziniert und holten unsere Eltern aus ihren Strandkörben, damit sie unseren Fang bestaunten.

Damals wurde mir klar, dass die Natur niemals langweilig ist. Wer gut aufpasst, sieht, hört, riecht und fühlt immer irgendetwas Erstaunliches, ob nun im tropischen Regenwald oder im eigenen Garten hinterm Haus.

Eines warmen Sommertags im Jahr 1995 fanden Titiaan, Willem und ich am Strand einen Kormoran. Der Vogel saß in der sengenden Sonne an der Flutlinie zwischen Seegras und angespülten Meeresabfall. Bis dato hatte ich Kormorane nur aus großer Entfernung gesehen, von Weitem sahen sie überwiegend schwarz aus, nun fiel mir augenblicklich die Schönheit des Federkleids auf. Der Schwanz und die Deckfedern waren von einem grünen, wie Öl schillernden Glanz überzogen und die auffällig dunkleren Federränder wirkten geschuppt, wie Schlangenhaut. Das und die türkisfarbenen Augen verliehen ihm ein reptilienartiges Aussehen. Es war ein adultes Tier im Brutkleid: Oberhalb der Füße wies das Gefieder einen auffälligen weißen Fleck auf; Scheitel und Hals waren mit weißen Federchen bedeckt.

Den Schnabel geöffnet, die Augen halb geschlossen, so ließ er uns sich bis auf

einen Meter nähern. Mir war sofort klar, dass etwas nicht stimmte, dieser scheue Wasservogel wäre normalerweise längst weggeflogen. Wir mussten ihn einfangen und zur Vogelstation De Wulp in Kijkduin bringen. Da war nur ein Problem: Wie sollten wir diesen großen Vogel mit dem Fahrrad an die andere Seite der Stadt transportieren? Zum Glück hatte meine Mutter einen freien Tag und lag nichtsahnend, kaum hundert Meter weiter, sonnenbadend auf einem Handtuch. Und — sie war mit ihrem nagelneuen Renault Twingo zum Strand gefahren.

„In *meinem* Auto?“, fragte meine Mutter kurz darauf.

Es bedurfte einiger Überzeugungskraft, aber schließlich gab sie nach. Mit einem Handtuch fing ich den Kormoran ein und steckte ihn in einen Karton, den Titiaan bei einem Strandcafé organisiert hatte. Gemeinsam machten wir uns im Auto meiner Mutter auf den Weg zur Vogelstation. Wir hatten noch keine 200 Meter zurückgelegt, als der Kormoran seine Kloake über den Rand des Kartons richtete; ein dicker Strahl gräulich weißen Dünnpfiffs schoss auf die Rückbank und füllte das Auto augenblicklich mit einen beißenden Fischgestank.

Einmal angekommen, trug ich den Karton samt Kormoran vorsichtig in die Vogelstation.

„Der lebt nicht mehr lang“, sagte die Tierärztin. Behutsam hob sie den Vogel hoch und legte ihn auf den Tisch. Er ließ den Kopf hängen, die Augen waren geschlossen.

„Vermutlich hat er einen Angelhaken verschluckt und deswegen innere Blutungen bekom… .“

Sie hatte den Satz noch nicht beendet, da verkrampfte sich der Kormoran. Sein Kopf kippte nach hinten, mit einem zischenden Geräusch hauchte er seine Seele aus. Drei kleine Jungs standen völlig niedergeschlagen um den Behandlungstisch herum.

Im Auto, auf dem Weg nach Hause, starrten wir wortlos vor uns hin. Durch das geöffnete Sonnendach sah ich eine Gruppe Kormorane ziehen. Titiaan und Willem folgten meinem Blick und sahen die V-Formation gerade noch hinter den Bäumen verschwinden.

„Wie Düsenjägerpiloten, die eine Ehrenrunde für ihren toten Freund drehen“, sagte Titiaan. Er hätte es nicht treffender sagen können.

Scheveningen, Neujahrsmorgen 2016

Meine Freundin Camilla sagt, es seien die Nerven. Die Reise, 366 Tage durch vierzig Länder, die heute beginnt, sei meinem normalerweise robusten Magen zu viel geworden. Die ganze Nacht hänge ich im Halbstundentakt über der Kloschüssel. Am frühen Morgen gehe ich auf der Dachterrasse frische Luft schnappen. Auch die begeisterten Feuerwerker im Stadtteil Belgisch Park haben ihre Munition mittlerweile verschossen, nur weit entfernt, aus der Innenstadt Den Haags, hört man gelegentlich noch einen Knall. Der Januar hat begonnen. Die von Pulverdampf erfüllte Luft kitzelt mich in der Nase. Schon so lang ich denken kann, verabscheue ich Feuerwerk und der Gedanke, dass in den Niederlanden soeben für zig Millionen Euro Schmutz und Lärm in die Luft gejagt wurden, steigert meine Aversion nur noch mehr. Auf einmal ein vertrautes Geräusch, aus einem der Gärten an der Brugsestraat. Ich spitze die Ohren und höre den unverwechselbaren, jubilierenden Gesang einer Amsel. Als ob dieser heldenhafte Vogel auf diese Weise deutlich machen will, er lasse sich nicht durch Lichtblitze und ohrenbetäubende Knallerei aus dem Feld schlagen zu lassen.

Der Anfang ist gemacht: Art Nummer eins ist notiert, es fehlen in diesem Jahr noch 6042 weitere bis zum neuen Weltrekord.

Das Klingeln an der Haustür ist der offizielle Startschuss für mein „Big Year“, ein Jahr lang so viele Vögel wie möglich beobachten. Es ist Neujahrstag, sechs Uhr morgens, Max steht mit dem Auto vor der Tür. [19] „Seid ihr einigermaßen bereit?“ fragt er Camilla und mich, während er in seine Hände bläst.

Max wird mich die kommenden zweieinhalb Monate durch Asien und Neu-Guinea begleiten. Wir kennen uns von früher, als wir beide an Vogelbeobachtungscamps des JNM, einem niederländischen Jugendbund für Natur- und Umweltstudien, auf den Wattinseln und im Seengebiet Lauwersmeer teilnahmen. Ich bin zwei Jahre älter, und betrachtete ihn als meinen kleinen Bruder in Sachen Vogelbeobachtung. Nach der Grundschulzeit hatte er vorübergehend sein Interesse an der Vogelwelt verloren. Andere Hobbys waren wichtiger geworden, sein Interesse verschob sich Richtung Partys und Mädchen.

Ich ging zum Studium nach Groningen und Max verschwand für längere Zeit aus meinem Leben. Vor ein paar Jahren rief er mich überraschend an, er hatte Lust mal wieder Vögel zu beobachten. Und so standen wir auf dem langen Deich im Naturentwicklungsgebiet Oostvaardersplassen und beobachteten eine große Gruppe Berg- und Reiherenten, als ich ihm von meinem Big Year erzählte.

„Könnte ich dich ein Stück begleiten?“, fragte er mich. „Ich würde Fotos machen, die du für deine Lesungen verwenden kannst.“ Er hatte sich in letzter Zeit intensiv mit Vogelfotografie beschäftigt und wollte schon immer mal nach Südostasien.

Darüber musste ich erst einmal nachdenken — wir hatten immerhin viele Jahre keinen Kontakt gehabt — letztendlich war ich aber einverstanden. Die Kosten für die lokalen Führer und die Unterkünfte würden wir uns teilen, und geselliger als allein zu reisen, war es obendrein.

Etliche Vogelbeobachter hatten so ihre Bedenken, ob es sinnvoll sei, mein Big Year in den Niederlanden zu beginnen. Wäre es nicht viel gescheiter, irgendwo im Regenwald Südamerikas oder in Australien zu starten? Es war jedoch eine bewusste Entscheidung gewesen: Im Winterhalbjahr beherbergt das holländische Delta große Ansammlungen von Gänsen und Enten verschiedenster Arten. Unser Land hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für überwinternde Wasser- und Wattvögel und das möchte ich dem Rest der Welt vermitteln.

Wir haben ein straffes Programm, nach dem wir heute, zumindest theoretisch, die Chance haben, über hundert Vogelarten zu sehen. Laut Plan fangen wir im Morgengrauen in der Provinz Süd-Holland im östlichen Teil des Deltas an und fahren dann nach Zeeland, im großen Bogen über den Prunjepolder zum Brouwersdam, von dort geht es schließlich direkt zum Flughafen Schiphol.

Ich befürchte das Schlimmste, die vergangenen zwei Wochen hat es nahezu ununterbrochen geregnet und wie jeder Vogelbeobachter weiß, zeigen sich Vögel bei strömenden Regen nur selten. Doch als wir bei Sonnenaufgang auf der Insel Goeree-Overflakkee ankommen, ist es windstill und der Himmel wolkenlos.

Die Luft ist frisch und salzig, ich atme tief ein; die Übelkeit der letzten Nacht ist verflogen. Die aufgehende Sonne taucht den Himmel in ein Flammenmeer und um uns herum rufen großer Brachvogel, Pfeifente und Ringelgans. Wie schön ist

doch die niederländische Natur.

Im Laufe des Vormittags ist der Zähler auf über fünfzig Vogelarten gestiegen, während wir über den Oesterdam zwischen Tholen und der Halbinsel Zuid-Beveland fahren, präsentiert sich Nummer 59. Ein großer Greifvogel mit kräftigem Schnabel und keilförmigen Schwanz fliegt in geringer Höhe über das Auto Richtung Oosterschelde. Die Gänse und Enten fliegen panikartig auf.

„Seeadler!“ jubeln wir im Chor.

Noch vor zehn Jahren war er in den Niederlanden bloß vereinzelter Wintergast, mittlerweile brüten hier einige Paare. Ein gutes Zeichen: Die niederländische Landschaft verwildert und in Naturgebieten wie dem Lauwersmeer, dem Biesbosch und dem Zuidlaardermeer gibt es Initiativen, den natürlichen Prozessen durch Renaturierung freies Spiel zu lassen, beispielsweise indem man den Flussläufen wieder Raum für Hochwasserperioden zugesteht. Durch Wiedereinführungsprogramme sind, neben dem Seeadler, auch Bieber und Otter in unser Land zurückgekehrt. Und in den letzten Jahren ist sogar der Wolf wieder regelmäßig zu Gast.

Die exotischste Vogelart des Tages ist die Fichtenammer. Das Weibchen ist ein Irrgast und wurde vor zwei Wochen von einem „Glücksvogel“ in der Nähe von Wilheminadorp entdeckt. Warum ist dieser kleine graubraune Vogel aus Sibirien im Holländischen Polder gelandet, statt in seinem angestammten, zentralasiatischen Überwinterungsgebieten? Wir können nur Vermutungen anstellen. Bewusst habe ich mich nicht eher auf den Weg hierher gemacht, ich hoffte, so dem ersten Tag meines Rekordversuchs mit einer in meinem Heimatland neuen Art einen besonderen Startschuss zu verpassen. Die sibirische Cousine unserer Goldammer ist schnell gesichtet, zwischen holländischen Grashalmen pickend, als sei das die normalste Sache der Welt.

Heute scheinen alle Arten zu kooperieren, denn am Abend steht der Zähler schon bei 117. Nur Camillas Magen macht nicht mit. Als ob sie meine Übelkeit übernommen hätte. Je näher der Aufbruch rückt, desto mehr wächst ihre Anspannung. Auf der Rückfahrt nach Den Haag lege ich den Arm um sie. „Ich werde dich so vermissen“, flüstert sie, den Kopf an meiner Schulter.

Schiphol, 2006

Nach dem Abitur machte ich eine große Reise. Damit meine ich nicht vier Wochen mit dem Rucksack durch Thailand ziehen, sondern siebeneinhalb Monate Vogelbeobachtung. Ein Jahr lang hatte ich gejobbt, als Tellerwäscher, Bierverkäufer auf Konzerten und als Aushilfe in einem Kochstudio. Letzteres währte nicht lang, da ich nicht einmal wusste, wie man ein Ei brät und obendrein jeden Abend zu viel Bier trank. Am Ende hatte ich mehrere tausend Euro zusammengespart, und meine Eltern schenkten mir zum Schulabschluss ein „Round-the-World-Ticket“.

Und so ging ich am 3. Januar 2006, neunzehnjährig, auf dem Flughafen Schiphol zu meinem Gate. Aus dem Kopfhörer meines MP3-Players tönte die raue Stimme Bob Marleys: ‘Emancipate yourself from mental slavery, none but ourselves can free our mind.’

Ich fühlte mich frei wie ein Vogel, und auf der anderen Seite der Welt lockte das Abenteuer.

Während der gesamten Reise war ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit nichts anderem beschäftigt als Vogelbeobachtung. Sabah, der malaysische Teil Borneos im Norden, beeindruckte mich ganz besonders. Neben zahlreichen Nashornvögeln und weiteren die Fantasie anregenden Vogelarten wie dem Borneo-Laufkuckuck und dem malaysischen Rallenflöter, sah ich das erste Mal in meinem Leben einen Orang-Utan.

All das war zwar überwältigend schön, doch wurde ich hier auch mit den Folgen der Gummi- und Palmölindustrie konfrontiert. Als ich mit dem Bus von der West- zur Ostküste reiste, kam ich durch eine schier endlose Hügellandschaft, voll Palmölplantagen und abgeholzten Flächen. Hin und wieder sah ich inmitten der kommerziellen Bepflanzung einen gewaltigen Baumstumpf – den letzten Rest eines ehemals sechzig Meter hohen Waldriesen. Vor nicht einmal zwanzig Jahren hatte es hier nur tropischen Regenwald mit Nashornvögeln, Orang-Utans und sogar dem vom Aussterben bedrohten Sumatra-Nashorn gegeben. Während ich am Fenster die apokalyptische Szenerie an mir vorbeiziehen sah, fragte ich mich, ob hier in zehn Jahren überhaupt noch Wald stehen würde.

Nach meiner dreimonatigen Reise durch Malaysia, Australien und Neuseeland, gelangte ich nach Santiago de Chile. Von dort trampte ich fast 2.500 Kilometer über die Panamericana nach Peru. Wenn der Abend anbrach, schlug ich mein Zelt neben der Schnellstraße auf, mitten in einer staubtrockenen Mondlandschaft. Nachts war, abgesehen von vereinzelten LKWs, kein einziger Laut zu hören. Kein Insekt, kein Luftzug, kein Vogel. Nichts. Ich lag auf meiner Isomatte und durch den offenen Reißverschluss blickte ich aus dem Zelt hinauf in den weiten Sternenhimmel; ich hörte meinen Herzschlag, so ohrenbetäubend war die Stille.

Peru ist ein Eldorado für Vogelkundler. Aufgrund der drei Klimazonen und der damit zusammenhängenden Landschaftsvielfalt — von der lebensfeindlichen Atacama-Wüste über die schneebedeckten Berggipfel der Anden bis zum feuchtwarmen Dschungel des Amazonas-Regenwalds — sind hier mehr als 1.900 Vogelarten beheimatet, mindestens doppelt so viele, wie in ganz Europa. Letztendlich blieb ich viereinhalb Monate. Ich tat es den Einheimischen gleich und fuhr in überfüllten Bussen oder trampte auf den Dächern von LKWs zu den entlegensten Winkel des Landes. In jedem neuen Gebiet entdeckte ich auch eine Reihe für mich neuer Vogelarten.

Die Fahrt vom Amazonasbecken nach Cusco, einer Stadt auf 3.300 Meter Höhe, verbrachte ich auf dem Dach eines quälend langsam über unbefestigte Wege nach oben kriechenden LKWs. Meine Beine und mein Hinterteil schmerzten von dem pausenlosen Hin-und-Her-Gerutsche auf den Brettern des Fahrzeugdachs. Ich saß zwischen einigen Peruanern, die mit ihrer Marktware zur nächsten Stadt wollten. Wie alle anderen auch, hielt ich mich so gut es ging an der umlaufenden Metallreling fest, um bei einer plötzlichen Erschütterung nicht runterzufallen. Links des Weges eine steile, bewaldete Böschung, rechts eine hunderte Meter tiefe Schlucht. Wir fuhren an einem ausgebrannten Bus vorbei, er lag weit unten zwischen den Felsen — ein stummer Zeuge des Dramas, das sich hier abgespielt haben musste. Eine falsche Lenkbewegung unseres Fahrers und wir lägen ebenfalls dort unten. Ich schluckte, waren doch schon mindestens drei leere Halbliterdosen Bier aus dem geöffneten Fenster der Fahrerkabine geflogen …

Neben mir saß Rob, ein Niederländer und Vogelfreund, der seit zwei Jahren in

Peru lebte; gerade hatten wir gemeinsam eine Woche lang bei einer Forschungsstation im Tambopata Nationalpark Vögel beobachtet. Am frühen Abend müssten wir in Cusco ankommen, so hatten wir ermittelt. Zwei platte Reifen, eine blockierte Straße und eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 25 Kilometern pro Stunde führten dazu, dass wir bei Sonnenuntergang gerade mal die halbe Strecke geschafft hatten. Den Gebirgspass auf 4.000 Meter Höhe überquerten wir schließlich gegen Mitternacht. Die Temperatur lag weit unter dem Gefrierpunkt; schutzlos und vor Kälte zitternd saßen Rob und ich auf dem Dach.

„Ob James Clements während seines Big Year wohl auch so etwas erlebt hat?“

Fragend sah ich ihn an. „Wer ist James Clements und was ist ein Big Year?”

Rob erzählte mir von dem US-amerikanischen Ornithologen, der 1989 den Weltrekord in Vogelbeobachtung eingestellt hatte: „Er reiste ein ganzes Jahr lang rund um die Welt, besuchte alle Kontinente mit Ausnahme der Antarktis und sah 3662 Vogelarten. Das hat ihm noch keiner nachgemacht.“

Ein Big Year … die Worte hatten eine magische Wirkung. Vogelbeobachtung ist meine Leidenschaft, was also könnte schöner sein, als 365 Tage lang nonstop um die Welt zu fliegen, um Vögel zu sichten? Unzählige Arten, die ich bisher nur aus Vogelbüchern kannte, unbekannte Kulturen, Sprachen und Sinneseindrücke sowie die schönsten Naturgebiete der Welt. Ein Jahr lang. Wenn der Amerikaner das konnte, warum sollte ich es dann nicht können? Das wäre das ganz große Abenteuer, mit dem ich als Vogelbeobachter international Bekanntheit erlangen würde. Genau dort, in den peruanischen Anden, erbärmlich frierend, mitten in der Nacht, fasste ich den Entschluss, irgendwann auch einmal Weltrekordhalter in Vogelbeobachtung zu werden.

Kontaktdaten der Übersetzerin

Dr. Ingrid Ostermann
Literatur- und Fachübersetzungen
Niederländisch – Deutsch
Tel. 0049-176-29 46 27 33
E-Mail: i.ostermann@gmx.net